

Der Liebes-Code

Schlüssel zur Polarität der Geschlechter

von
Ferdinand Fellmann

1. Auflage

Der Liebes-Code – Fellmann

schnell und portofrei erhältlich bei beck-shop.de DIE FACHBUCHHANDLUNG

Parerga 2007

Verlag C.H. Beck im Internet:

www.beck.de

ISBN 978 3 937262 74 1

EINLEITUNG

Enigma – das offene Geheimnis der Liebe

Die Welt, in der wir leben, wandelt sich dramatisch. Wirtschaft und Arbeit stehen unter dem Druck gnadenloser Rationalisierung. Vorangetrieben wird die Entwicklung durch neuartige Technologien, insbesondere im Bereich der Kommunikation. Eng verbunden mit diesen Veränderungen globalen Ausmaßes ist der Wandel politischer Institutionen, die ihre traditionelle Stabilität einbüßen. Im Zuge der Auflösung gewachsener Strukturen haben sich auch die Beziehungen zwischen Mann und Frau verändert. Die lebenslange Ehe weicht einer zeitlich limitierten Verbindung, und die fest gefügte hierarchische Familienstruktur macht lockeren Formen so genannter »Patchwork-Familien« Platz. Hand in Hand damit geht ein Bruch im Alltagsverständnis von Geschlecht, die Unterscheidung von biologischem Geschlecht und sozial konstruiertem »gender«. Alles in allem ergibt sich ein Bild der Parzellierung und Pluralisierung von Lebensformen, die nur schwer zu überblicken und noch schwerer zu beurteilen sind.

Allen Neuerungen zum Trotz besteht kein Anlass, von einer »Krise« des Gesellschaftssystems zu sprechen, so wie es in der Kulturkritik der 1960er Jahre noch üblich war. Aber man möchte doch wissen, was der neue Pluralismus zu bedeuten hat und wie zukünftige Generationen damit fertig werden. In den ökonomischen Wissenschaften gibt es zahlreiche Versuche, den Wandel der Märkte auf den Begriff zu bringen. Auch in der politischen Theorie wird ein differenziertes Bild der neuen Zivilgesellschaft geboten. Nur im Bereich des privaten Lebens hinken die Theorien hinterher. Die mittlerweile klassische Beschreibung der »Risikogesellschaft« (*Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, 1986) von Ulrich Beck aus den 1980er Jahren bildet heute noch weitgehend den Standard. Beck sieht in der

modernen Lebensgestaltung einen »gesellschaftlichen Individualisierungsschub«. Die Emanzipation des Individuums aus traditionellen sozialen Strukturen habe auch in die Geschlechterbeziehungen eine ungemaine Dynamik gebracht. Sie wird von Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim als »ganz normales Chaos« der Liebe hingestellt (*Das ganz normale Chaos der Liebe*, 1990). Richtig ist, dass sich über Wahlbiographien und Patchwork-Familien heute niemand mehr sonderlich aufregt. Doch fragt sich, ob der von Beck eingeführte Begriff »Individualisierung« stark genug ist, um den Sachverhalt angemessen zu erfassen.

Dass Individualisierung als Zunahme von Wahlmöglichkeiten zur Entkrampfung der Geschlechterverhältnisse geführt hat, ist offenkundig. Aber erotische Mobilität erzeugt auch Spannungen, die Männer und Frauen verunsichern. Ihr Selbstverständnis hängt an einem Begriff von Individualität, der eher etwas Beharrendes beinhaltet. Auch heute sehnen sich die meisten Menschen nach einer festen Zweierbeziehung im Zeichen der »großen Liebe«. Wenn Beziehungen scheitern und Ehen nach kurzer Zeit geschieden werden, bringt das nicht nur den privaten Gefühlshaushalt aus dem Gleichgewicht, es hat auch gesellschaftliche Konsequenzen. Denn der Eros beschränkt sich nicht auf den Nahbereich der Intimität, er prägt den Lebensstil in allen Bereichen der Gesellschaft. So kann man den Eros als mächtiges Medium der Vergesellschaftung betrachten, wie es Herbert Marcuse in seinem einflussreichen Buch *Triebstruktur und Gesellschaft* (1955) getan hat. Seither ist die Liebe weniger triebhaft, nüchterner und fragmentarischer geworden, aber sie hat ihre soziale Bedeutung nicht eingebüßt. Neben der Arbeit ist sie der Bereich, in dem sich individuelle Wünsche und soziale Erwartungen miteinander verbinden. Sie ist mehr als eine »Leerformel«, sie ist und bleibt ein Glücksversprechen, das durch Wahlfreiheit und Mobilität allein nicht erfüllt werden kann. Daher genügt es nicht, den Wandel ihrer Ausdruckformen zu beschreiben. Wenn man verstehen will, wie die postmoderne Gesellschaft von innen beschaffen ist, muss man zu den

logischen und anthropologischen Tiefendimensionen der Liebe vordringen. Das macht eine Beschäftigung mit dem alten Thema »Liebe« so aktuell wie noch nie.

»Was Liebe wohl eigentlich sei«, – so die Frage von Robert Musil in seinem Roman *Mann ohne Eigenschaften* (1933) – ist schwer zu beantworten. Wer ist dafür zuständig? Biologen, Psychologen und Soziologen haben zwar viel empirisches Wissen zusammengetragen, aber das genügt offenbar nicht. Denn wie die Formulierung von Musil zeigt, handelt es sich um eine echte »Eigentlich-Frage«, die aufs Ganze geht und das Wesen des Menschen betrifft. Dafür sind Philosophen zuständig, die nach einem allgemeinen Begriff vom Menschen suchen. Sie dürfen an den empirischen Wissenschaften vom Menschen nicht vorbei gehen, müssen ihre Ergebnisse aber auf das Selbstverständnis des Menschen beziehen. Denn im Unterschied zum Tier ist der Mensch das Wesen, das nach sich selbst fragt und dessen Sein vom Bewusstsein geprägt ist. Hier spielt die Liebe eine zentrale Rolle; denn die Frage: »Wer bin ich?« kann niemand für sich allein beantworten. Dazu bedarf es eines exklusiven Anderen, mit dem man erotisch verbunden ist. Die Frage nach dem Wesen der Liebe und die nach dem Wesen des Menschen hängen eng miteinander zusammen. Die Liebe verstehen, heißt den Menschen verstehen; und den Menschen verstehen, heißt die Liebe verstehen.

In diesem Zirkel des Verstehens bleibt die Liebe so rätselhaft wie das geheimnisvolle Lächeln der Mona Lisa auf dem berühmten Bild von Leonardo da Vinci. Kunstgeschichtler haben inzwischen herausgefunden, dass es sich um das Bildnis einer verheirateten Frau handelt. Darauf deuten ihr Kleid aus Gaze und das gebündelte Haar. Trotz dieser eindeutigen Indizien hören Betrachter nicht auf, im Bild ein Geheimnis zu suchen. So erklärt es sich, dass Dan Browns *The Da Vinci Code* (2003) ein Bestseller geworden ist, der die Phantasie von Lesern in der ganzen Welt beflügelt. Mit der Liebe verhält es sich nicht anders. Ihre derzeit neurobiologisch fortschreitende Erforschung, die Lokalisierung einzelner Empfindungen in bestimmten Gehirn-

arealen, kann ihren Zauber nicht zerstören. Hinter dem Mysterium der Liebe steht eine zwiespältige Erfahrung von Nähe und gleichzeitiger Distanz zum Anderen. Diese Zwiespältigkeit, welche Liebesbeziehungen so störungsanfällig macht, prägt auch das Selbstverhältnis des Menschen, seine Individualität: mit sich selbst vertraut und doch sich fremd zu sein.

Zwei Theorien der Liebe

Alle Versuche, die Liebe zu definieren, haben sich bisher als ungenügend erwiesen. Um sich davon zu überzeugen, genügt ein Blick auf die zwei wirkungsmächtigsten Theorien im abendländischen Kulturkreis, die idealistische und die naturalistische. Platon hat der idealistischen Auffassung ihre gültige Form gegeben. Er stellt die Liebe, den »Eros«, als geistige Macht gleichberechtigt neben die Vernunft, den »Logos«. In Platons *Symposion* tragen verschiedene Redner ihre Auffassung vom Eros vor. Das letzte Wort hat eine weise Priesterin mit Namen Diotima. In ihrer Darstellung erscheint der Eros nicht als Gott, sondern als Dämon, als Vermittler zwischen Gott und Mensch. Damit ist gemeint, dass im erotischen Begehren Körperliches und Geistiges verbunden sind. Zwar spricht Diotima von »Zeugen«, »Schwangerschaft« und »Gebären«, doch in einer Weise, die sich nicht mehr ausschließlich der weiblichen Sexualität zuordnen lässt. Die Ausdrücke sind vielmehr bildlich zu verstehen als Beschreibung für das schöpferische Potential des Menschen, insbesondere für das Streben nach unsterblichen Werten wie das Gute, das Schöne und das Wahre. Diese ethische Auffassung der Liebe hat die gesamte europäische Kultur geprägt, da sie sich mit der christlichen Gottesliebe zwanglos verbinden ließ. Demnach heißt Liebe: Streben der Seele nach unsterblichen Gütern, die im Himmel der Ideen angesiedelt sind.

In der platonischen Theorie kreist alles um das Streben, die geliebte Person wird entrückt und bleibt unberührbar. So wird

der geschlechtlichen Begierde nur eine untergeordnete Rolle zugestanden. Dem entspricht die Einschätzung der zweigeschlechtlichen Sexualität als unrein, als »gemein« (»Aphrodite Pandemos«). Daher das Bestreben kultivierter Eliten, die heterosexuelle Liebe durch Homoerotik zu überhöhen und zu sublimieren. Das hat zur Unterscheidung verschiedener Stufen von Liebe geführt, die eine aufsteigende Werthierarchie vom Körperlichen zum Geistigen bilden. Der Gedanke einer rein geistigen, von weiblicher Sinnlichkeit freien Liebe durchzieht alle idealistischen Theorien, in denen die Sterblichen nur als Teilhaber an der Unsterblichkeit angesehen werden.

Ganz anders die moderne Auffassung der Liebe, wie sie exemplarisch Stendhal in seinem heute noch interessanten Buch *Über die Liebe* (1822) entwickelt hat. Der große französische Romancier ist zwar selbst kein Philosoph, er hält sich aber an das materialistische Menschenbild seiner Zeit, das im Menschen eine »reizbare Maschine« sieht. Liebe betrachtet er als rein körperlichen Zustand, den er mit dem chemischen Vorgang der »Kristallisation« vergleicht. Mit diesem Bild beschreibt Stendhal die Idealisierung oder Verklärung der geliebten Person, in der Regel der Frau, die aber nicht – wie bei Platon – himmlischen Ursprungs ist, sondern aus der Sinnlichkeit gespeist wird. Der Triebwunsch erschaffe Vorstellungen, die mit der Wirklichkeit wenig zu tun haben. Liebe wird damit zum lustvollen Wahn, der vom sexuellen Drangüberschuss zehrt. Die Liebeskunst besteht dann darin, die unvermeidlichen Abstürze und Enttäuschungen so zu verarbeiten, dass daraus Perspektiven für neue Liebesräusche entstehen. Damit wird die Liebe instrumentalisiert, sie wird zu einer Art Droge, die den Verliebten in einen lustvollen Zustand versetzt. Hinter dieser Auffassung steht ein naturalistisches Bild vom Menschen, für den die Jagd nach sexueller Befriedigung die treibende Kraft ist und zugleich das höchste Glück darstellt.

Beide Theorien zeichnen Bilder der Liebe, wie sie unterschiedlicher nicht sein könnten. Die idealistische Auffassung

macht aus der Liebe ein geistiges Streben, die naturalistische dagegen reduziert sie auf das sinnliche Begehren. Beide Bilder widersprechen einander, aber beide sind trotzdem richtig. Dieser Sachverhalt ist mit dem Welle-Korpuskel-Dualismus vergleichbar, wie er bei der Untersuchung des Lichts auftritt. Nach der quantenphysikalischen Interpretation handelt es sich nicht um verschiedene Beobachterperspektiven, sondern dem Licht selbst sind widersprüchliche Eigenschaften eigen. Die Widersprüchlichkeit ihrer Erscheinungsformen teilt die Liebe mit dem Licht. Daher sind die beiden angeführten Theorien der Liebe, die den Menschen in ein körperliches und ein geistiges Wesen teilen, unzureichend. Dagegen ist der Mensch als Einheit gegensätzlicher Bestrebungen zu nehmen. Die Liebenden erfahren ihr sinnliches Begehren immer zugleich als ein Geistiges, nämlich als Medium der Kommunikation. Umgekehrt tritt das Geistige in sinnlicher Form auf, nämlich als Lebensgefühl, das den Verliebten eine gemeinsame Welt erschafft. Wie muss eine Theorie der Liebe aussehen, um der inneren Widersprüchlichkeit der menschlichen Natur gerecht zu werden?

Liebe und Sexualität

Über Liebe kann man nicht sprechen, ohne ihren sexuellen Ursprung zu berücksichtigen. Sexualität ist nicht identisch mit Liebe, aber beide lassen sich nicht voneinander trennen. Das gilt für die begehrende Liebe, den Eros, wie er alttestamentarisch im *Hobelied Salomonis*, das ursprünglich ein Hochzeitslied war, besungen wird. Es gilt aber auch für die Nächstenliebe des *Neuen Testaments*, für die Agape, deren sorgende Hingabe ohne erotischen Unterton nur schwer verständlich wird. Zu Recht weist Papst Benedikt XVI. in seiner Enzyklika *Deus caritas est* (2006) auf die Einheit von Eros und Agape hin. Wäre dem nicht so, »würde das Eigentliche des Christentums aus den grundlegenden Lebenszusammenhängen des Menschseins ausgegliedert

und zu einer Sonderwelt, die man dann als bewundernswert ansehen mag, die aber doch vom Ganzen der menschlichen Existenz abgeschnitten würde«. Ob daraus eine unauflösliche Verknüpfung von Eros und Ehe ableitbar ist, wie der Papst meint, bleibe dahingestellt; aber die Anerkennung der Sexualität als menschliches Urphänomen stellt doch einen bemerkenswerten Fortschritt in der theologischen Anthropologie dar.

Es ist das Verdienst des Soziologen Helmut Schelsky, in seiner *Soziologie der Sexualität* (1955) das komplizierte Wechselspiel von Sexualität und Liebe im Hinblick auf Prozesse der Vergesellschaftung durchleuchtet zu haben. Trotz mancher zeitbedingter moralisierender Einschätzungen, die heute eher antiquiert wirken, macht Schelsky eins deutlich: Die Liebe lebt von der Sexualität, deren Drang sich zu einem die Gesellschaft zerstörenden Antagonismus steigern kann. Die immer latente, zu Zeiten auch offene Gewalt sexueller Begierden lässt sich laut Schelsky nur durch die Ehe abfangen. Er sieht in ihr eine Institution, die Männer und Frauen dazu zwingt, ein distanzierendes Verhältnis zu ihren Bedürfnissen zu erlangen und durch die Distanzierung dauerhafte Bindungen zu erzeugen.

Wie die Menschen den Widerstreit zwischen anonymem, auf alle möglichen Partner gerichtete sexuellen Begehren und exklusiver Verbindung mit einem einzigen Partner kreativ gestalten, ist für das Verständnis der Liebe von zentraler Bedeutung. Die Paradoxie der Liebe, Teil des sexuellen Begehrens zu sein und zugleich darüber zu stehen, bildet den Kern der hier vorgestellten Theorie. Sie will die Frage beantworten: Wie kommen in der Liebe Menschen zu sich selbst, wo doch die Geschlechter ihre Sexualität verschieden erleben? Nur dadurch, dass die Partner im Anderen das Eigene erkennen. Daher betrachte ich »Liebe« als einen Verhältnisbegriff, der sagt, wie Mann und Frau zueinander stehen, was sie miteinander tun, was sie füreinander empfinden und was sie voneinander halten. In der Sprache der Logik ausgedrückt: Liebe besteht aus Relationen, aus Beziehungen, die den Bezugspersonen vorausgehen, ihre Geschlechtsidentität

nicht nur benennen, sondern sie geradezu hervorbringen. Kurzum: Liebe »macht« Menschen, nicht nur physisch durch sexuelle Vereinigung, sondern auch logisch durch die Einteilung der Menschen in Männer und Frauen.

Die hier vertretene Auffassung der Liebe als Relation ist insofern ein neuer Ansatz, als der innere Widerstreit nicht durch eine Unterscheidung verschiedener Stufen der Liebe ausgeblendet wird. Nur wenn man das paradoxe Verhältnis von anonymer Begierde und personaler Zuneigung in eine logische Form bringt, macht es überhaupt Sinn, zu den unzähligen Abhandlungen über die Liebe eine weitere hinzuzufügen. Dann aber besteht Hoffnung, eine Theorie der Liebe zu entwickeln, die ihre soziale Dimension in den Blick rückt und die Liebe als Medium der Vergesellschaftung begreift. Um die idealistische und die naturalistische Auffassung der Liebe zu einer Wesensbestimmung des Menschen zu verbinden, wende ich mich der Frage zu, inwieweit auch die Liebe unter dem Zwang der Rationalisierung steht, die das gesellschaftliche Leben beherrscht.

Sinn und Zweck der Liebe

Auf die Frage, wozu die Liebe gut ist, gibt das *Alte Testament* eine realistische Antwort. Nachdem Gott die Menschen »als Mann und als Frau« geschaffen hatte, nannte er als Ziel ihres Lebens: »Seid fruchtbar und mehret euch«. Das hat Gott nicht nur den Menschen auf den Weg gegeben, sondern so hat er auch zu den Tieren gesprochen. Obwohl den Menschen das Recht zuerkannt wurde, über die Tiere zu herrschen, in der Fortpflanzung werden beide gleichgestellt. Die theologische Anthropologie hält sich hier streng an die Einheit der Natur. Aber, wie aus der Sündenfall-Erzählung hervorgeht, bleibt es nicht dabei. Die sexuelle Lust, deren sich die Gene bedienen, um Tier und Mensch zur Fortpflanzung anzutreiben, wird von Adam und Eva »umfunktionierte«, vom Mittel zum Zweck gemacht. Das wird als ein ge-

gen die göttliche Bestimmung des Menschen gerichteter Ungehorsam dargestellt, den die Menschen mit der Vertreibung aus dem Paradies zu bezahlen haben.

Was der Sündenfallmythos theologisch als Ungehorsam gegenüber Gott formuliert, als »Ersünde«, lässt sich in evolutions-theoretische Begriffe übersetzen. Auch für den modernen Biologen steht fest: Die für den Erhalt der Gattung notwendige Fortpflanzung kann nicht der alleinige Zweck der menschlichen Sexualität sein. Selbst bei Tieren scheinen die Balzrituale ein Übermaß an Lust zu erzeugen, das sich nicht mehr mit dem Fortpflanzungszweck verrechnen lässt. Welchen biologischen Nutzen die sexuelle Erregung hat, sofern sie nicht der Fortpflanzung dient, ist umstritten. Die meisten Wissenschaftler sehen in der Lust ein Mittel, die Aggression zwischen Artgenossen einzudämmen. Diese Überlegung ist wahrscheinlich zutreffend, es bleibt aber ein Rest, der sich dem Nutzenprinzip entzieht. Der Überschuss an sexueller Lust schafft den Menschen einen Freiraum, in dem sich spezifisch menschliche Verhaltensweisen und Emotionen entwickeln, die an die Person gebunden sind und somit den Akzent von der Gattung auf das Individuum verschieben.

Wenn man überhaupt von einem »Zweck« der Liebe sprechen will, so kann es nur ein in der Liebe selbst liegender Zweck sein. Die Liebe gleicht darin einem Kunstwerk, dessen Wahrheit nicht in der Übereinstimmung mit äußeren Gegenständen liegt, sondern in der inneren Einstimmigkeit seiner Elemente. Was heißt das konkret? Es heißt: Das Verhältnis der Liebenden wird nicht nur von Faktoren bestimmt, die außerhalb ihrer Verbindung liegen wie etwa Aufzucht von Nachkommen. Auch Tiere sind durch Brutpflege verbunden, aber sie nehmen dabei keinen direkten Bezug als unersetzbare Partner aufeinander. Das bleibt den Menschen vorbehalten. Sie bilden Paare, die auch jenseits gemeinsamer Aufgaben zusammenhalten. Das macht das Paar zur Quelle des Selbst.

Polarität der Geschlechter

In der Liebe werden aus Geschlechtspartnern, aus »Männchen« und »Weibchen«, wie die deutsche Sprache die Geschlechtsdifferenz der Tiere treffend benennt, Mann und Frau. Ihr Verhältnis zueinander möchte ich als »Polarität« bezeichnen. Polarität ist mehr als die sexuelle Anziehung. Sie bezeichnet eine Erwartungshaltung, ein emotionales Aufeinanderbezogensein, in dem Verschiedenheit zur Bindung wird. Obwohl auch Tiere geschlechtlich aufeinander bezogen sind, wird man bei ihnen kaum von »Polarität der Geschlechter« sprechen. Polarität ist ein rein menschliches Phänomen, das über die physiologische Differenz hinaus die kognitiven Horizonte eröffnet, in denen die Geschlechtspartner zueinander und zu sich selbst stehen. Das ist mehr als eine rein gefühlsmäßige Beziehung, die sich psychologisch beschreiben lässt. In der erotischen Begegnung erkennen sie sich immer *als* Mann und *als* Frau, behandeln sich auch gegenseitig nach diesem Schema. Das Aufeinanderbezogensein kann mit verschiedenen Inhalten gefüllt werden, es kann sowohl Zuneigung als auch Abneigung umfassen. So begleitet der Geschlechterhass die Geschlechtsliebe wie ihr Schatten.

Der Psychologe und Philosoph Karl Jaspers hat in seiner *Psychologie der Weltanschauungen* (1919) den polaren Charakter der Triebe hervorgehoben: »In den Trieben sind Gegensätze aneinander gefesselt. Hat man einen Trieb, so steht man in einer Polarität. Man kann nicht den einen Trieb, höchstens die ganze Polarität loswerden«. Eine Überwindung der Polarität gelingt nur in höchst seltenen Sonderfällen, etwa durch Rückzug aus dem Leben in die Askese. Der Normalfall ist nicht Überwindung der Triebe, sondern ihre Übersetzung in menschliche Lebensformen. Der Mensch ist von Anfang an ein Kulturwesen, der »natürliche Mensch« ist nirgends aufzufinden. Aber Kultur ist und bleibt immer eine Antwort auf die Natur. Sozial sinnvoll ist die Antwort nur dann, wenn es gelingt, die biologischen Unterschiede zwischen den Geschlechtern in Formen personaler

Selbstbestimmung zu integrieren. Die Polarität der Geschlechtsdifferenz bildet den gewachsenen Fels, auf dem personale Identitäten und Individualitäten erst möglich werden. Daraus lässt sich eine Antwort auf die Frage nach dem Wesen des Menschen ableiten: Der Mensch das bipolare Wesen.

Polarität hat nichts mit Polarisierung, auch nicht mit »feindlicher Übernahme« des Partners zu tun, sondern beschreibt die zwischenmenschliche Konstellation, in der jeder das Seine erhält. Polares Aufeinanderbezogensein bildet eine meist unbewusste Hintergrundgewissheit, aus der heraus die Menschen als Mann oder als Frau agieren. Anders als charakterliche, rassische oder ökonomische Unterschiede ist Polarität ein Unterschied, der verbindet. Worin die bindende Kraft der Polarität liegt, lässt sich allerdings durch die Soziobiologie allein nicht mehr erklären. Um ihrem Geheimnis auf die Spur zu kommen, bedarf es einer höheren Beschreibungsebene, auf der die Liebe als sozialer Code semantische Gestalt annimmt. Unter »semantisch« sind die Bedeutungen der Aussagen von Liebenden zu verstehen. Dabei ist zu beachten, dass es sich in der Liebe immer um gefühlte Bedeutungen handelt, so wie man beispielsweise von gefühlter Temperatur spricht. Logiker würden hier im Unterschied zu »extensionaler Semantik« von »intensionaler Semantik« sprechen, die sich nicht auf den Umfang, sondern auf den Inhalt von Begriffen bezieht. Das ist eine wichtige Unterscheidung, da die Logik der Relationen, die der hier entwickelten Theorie der Liebe zugrunde liegt, traditionell als extensionale Logik angesehen wird. Das reicht aber für die Liebe nicht, da es bei ihren Äußerungsformen immer auf die individuellen Nuancierungen ankommt. In der Liebe macht der Ton die Musik, so dass meine Philosophie der Liebe als erotische Transformation der modernen Relationslogik gelesen werden kann. Liebe ist nicht nur ein Gefühlszustand, sie ist auch eine Sichtweise, die besagt, wie die Menschen sich gegenseitig wahrnehmen, was sie unter Freundschaft und Feindschaft, unter Glück und Unglück verstehen.

Liebe als sozialer Code

Das Faszinierende an der Liebe ist, sich von einem Menschen gefangen nehmen zu lassen und sich zugleich frei und bereit zu allen möglichen Abenteuern zu fühlen. Diese Erfahrung in ihrer überwältigenden Evidenz darzustellen, ist das Vorrecht der Dichter. Wenn man nicht wie die Dichter Geschichten über die Liebe erzählen kann, bleibt nur ein Weg, dem subjektiven Standpunkt der Liebenden gerecht zu werden. Er führt über die Analyse der Art, wie über Liebe gesprochen wird und speziell, wie Liebende miteinander sprechen. Denn Liebe beschränkt sich nicht auf Gefühle, sie verlangt nach Ausdruck und Darstellung. So kann man Liebe nach dem Modell einer Sprache als System von Zeichen und Regeln verstehen oder anders ausgedrückt: als einen Code. »Code« im doppelten Sinn des Wortes: als Verhaltenskodex und als Kommunikationsschlüssel. Beide Bedeutungen spielen beim »Liebes-Code« zusammen. Als Verhaltensregel befreit der Code die Liebe aus der Unmittelbarkeit und Unbestimmtheit des Empfindens und macht sie für den Anderen berechenbar. Als Schlüssel macht der Code die privaten Gefühle dem anderen zugänglich. Der Schlüssel ist für einen privilegierten Adressaten bestimmt, da sonst die intimen Regungen ungeschützt zum öffentlichen Missbrauch freigegeben wären. Die Doppelseitigkeit von Enthüllung und Verhüllung spiegelt die Paradoxie der Liebe, sinnliches Begehren und zugleich seine Überwindung zu sein, aus der sich ihr Wert als soziales Band erschließen lässt.

Es ist das Verdienst des Soziologen Niklas Luhmann, für die Beschreibung der kulturellen Prägung der Geschlechterrollen den Begriff »Code« eingeführt zu haben. In seinem populären Buch *Liebe als Passion* (1994) wird Liebe nicht psychologisch als Gefühl, sondern soziologisch als »Codierung von Intimität« interpretiert. Damit gelingt es Luhmann, die Liebe aus der Klammer der Subjektivität zu lösen und ihre gesellschaftliche Dimension zu erschließen. Als Kommunikationsskeptiker geht er davon aus, dass ein rein einfühlendes Verstehen auch und

gerade zwischen Männern und Frauen eher unwahrscheinlich ist, da die Geschlechter die Welt unterschiedlich wahrnehmen. Hier helfe nur ein »Code« als »Kommunikationsmedium«, das Liebende auch jenseits der leidenschaftlichen Verliebtheit verbindet. Im kommunikativen Aspekt liegt für Luhmann die eigentliche Leistung der Codierung.

So wie etwa der Rechtscode alle Handlungen in »Recht« und »Unrecht« einteilt, verwendet der Liebes-Code die Struktur von »männlich« und »weiblich«. Das sind die beiden Buchstaben, aus denen das Alphabet der erotischen Liebe besteht. Freilich handelt es sich nicht um einfache Buchstaben wie a und b, sondern um komplexe »symbolische Formen«, die wie Alpha und Omega das Ganze der Liebe zum Ausdruck bringen. Als symbolische Formen decken sich Männlichkeit und Weiblichkeit nicht mit der biologischen Zweigeschlechtlichkeit. Sie umfassen die Zeichensysteme, mit denen Männer und Frauen untereinander kommunizieren. Der Kommunikationscode unterliegt der binären Logik. Die Logik der Liebe lässt sich nicht auf Psychologie reduzieren, sie enthält Regeln der Zeichenverwendung. Welche erotischen Inhalte die Binärcodierung auch erzeugt, alle Erwartungen stehen unter dem Gesetz der Polarität, das sich auf allen Ebenen in binärcodierten Daten ausdrücken lässt. Das macht die Universalität der Binärcodierung der Liebe aus, an deren Leistungsfähigkeit kein anderes Alphabet heranreicht.

Wie verhält sich die soziale Codierung der Liebe zum genetischen Code? Sozialer und genetischer Code verhalten sich wie Kunst und Natur, sofern man unter Kunst nicht einfach eine Abbildung der Natur sehen will. Die antike Lehre hat Kunst als »Nachahmung« der Natur definiert, versteht darunter aber eine kreative Vollendung der Natur. Das griechische Wort für Nachahmung, »*mimesis*«, bedeutet »durch Tanz darstellen«, wobei der Tanz Rhythmus, Musik und auch begleitendes Wort umfasst. So könnte man in postmoderner Ausdrucksweise sagen: Der Liebes-Code »tanzt« den genetischen Code. Theoretischer formuliert: Die Codierung hebt die biologische Differenz auf

eine soziale Ebene, auf der sich die Polarität der Geschlechter symbolisch darstellen lässt. Auf der Ebene symbolischer Darstellung fungiert der Liebes-Code als Medium der Verbundenheit von Mann und Frau.

In der Natur gibt es immer nur Notwendigkeit, in der Kultur dagegen Freiheit. Doch die kulturelle Freiheit ist nicht grenzenlos. Kultur und Gesellschaft werden von den Menschen oft als kollektiver Zwang empfunden. Daher tritt die Liebe in einen existentiellen Widerspruch zur Gesellschaft. So hat sich der Liebes-Code gegen zwei Zwänge zu behaupten: gegen die biologische Festlegung einerseits und die sozialen Konventionen andererseits. Für die Liebenden ergibt sich daraus ein klarer Auftrag. Sie müssen aus der sexuellen Geschlechtsorientierung ihren individuellen Code machen, in dem sie die Einmaligkeit ihrer Verbundenheit zum Ausdruck bringen. Logisch formuliert: Sie verwandeln die extensionale, auf Klassen bezogene Logik der Relationen in eine intensionale, auf die Person gerichtete Logik. Die intensionale Logik der Liebe, die »Erotik« (hier als Disziplinbezeichnung zu verstehen), lebt von der intuitiven Bestimmung der richtigen Grenzlinie zwischen Notwendigkeit und Freiheit – das immer neu variierte Grundthema der Liebe. Begehren und begehrt werden, Besitznahme und Hingabe, Anspannung und Entspannung – so lauten die ewigen Oppositionen, die der persönliche Code zur Sprache bringen muss, ohne die darin liegenden Paradoxien gänzlich auflösen zu können. So kann man die Codierung als ständig zu erneuernden Versuch ansehen, einen fruchtbaren Ausgleich zwischen zu engen und zu weiten Bindungen, zwischen Gefühlsnähe und kalter Distanz herzustellen.

Lässt sich der Code knacken?

Dass Liebende sich trotz der Asymmetrie der Geschlechter dennoch verstehen, wird nur dadurch möglich, dass der Liebes-

Code zwei Bedeutungsschichten enthält: eine äußere und eine innere Botschaft. Letztere ist in der äußeren verborgen, und man muss herausfinden, wie die innere Botschaft, das Glücksversprechen, aus den sichtbaren Zeichen herausgezogen und entziffert werden kann. Der französische Kulturwissenschaftler Roland Barthes hat in seinem Buch *Fragmente einer Sprache der Liebe* (1977) Sprachgebärden gesammelt, die erkennen lassen, welche widerstreitende Absichten und Erwartungen in die Codierung der Liebe hineinspielen. Die innere Botschaft verbirgt sich oft in Ausdrücken, die das Gegenteil von Liebe besagen und doch die Bande der Liebe festigen können. Und der Philosoph Michel Foucault hat in *Sexualität und Wahrheit* (1976) gezeigt, dass die modernen Gesellschaften eine »grenzenlos wuchernde Ökonomie des sexuellen Diskurses« entwickelt haben. Das Wuchern von Zeichen heißt nachrichtentechnisch »Redundanz« oder »Rauschen«. Das Rauschen ist aber keine Störung, vielmehr die Voraussetzung für gute Verständigung. Darin gleichen emotionale Codierungen den elektronischen Codierungen der technischen Kanäle; beide sind wie das Rauschen einer Muschel am Ohr, die des Meeres und der Liebe Wellen hören lässt.

Wenn ein Mann einer Frau oder eine Frau einem Mann zum ersten Mal sagt: »Ich liebe dich«, so ist das eine Rahmenbotschaft, die besagt: »Finde heraus, was dahinter steckt! Entschlüssele mich!« Auch derjenige, der den Satz ausspricht, weiß noch nicht genau, was er damit sagt. Dazu müsste er Informationen haben, die ihm erst der Verlauf seiner Liebe vermittelt. Um diesen verwirrenden Sachverhalt durch ein Gleichnis zu verdeutlichen: Mit der Liebe verhält es sich wie mit dem Schatz im Weinberg. Die Grabenden finden nichts, so oft sie die Erde auch umpflügen. Erst später erkennen sie, dass der Schatz im Umgraben selbst liegt, das die Erde fruchtbar gemacht und den Wein besser hat gedeihen lassen. Entsprechend gilt: Durch immer neue »Paararbeit« wächst die Liebe über die anfängliche Verliebtheit hinaus und trägt Früchte, die dem geschlechtlichen Begehren eine geistige Dimension verleihen.

Dass niemand genau sagen kann, was Liebe »eigentlich« ist, macht sie zu einem Rätsel; ihren Code zum Enigma. So wird die Entschlüsselung des Liebes-Codes zu einem Prozess, der von allen, die sich darauf einlassen, Besitz ergreift. Damit bewahrt der Code etwas von der Magie, die schon in frühen Kulturen die Liebe in die Nähe des Zaubers gerückt hat. Es ist die Magie der bildhaften Sprache unseres Körpers, die nur mit dem Körper verstanden werden kann. Alle Liebenden kennen das Alphabet der Lust, das den erogenen Zonen eingeschrieben ist: die Konvulsionen, die den ganzen Körper erfassen, die Physiognomie des Begehrens mit geschlossenen Augenlidern und halb geöffnetem Mund, und akustisch schließlich das Stöhnen, das sich bis zum orgiastischen »Urschrei« steigern kann. Zugleich aber sprechen die Liebenden eine individuelle Sprache, die erst erlernt werden muss: die zarte und bildhafte Sprache der Liebeslyrik, die es vermeidet, den Geschlechtsakt direkt zu benennen. Die lyrische Sprache verbindet sich mit Gesang und Tanz, der musikalischen Codierung der Liebe, die wahrscheinlich früher ist als die verbale. Zwei Formprinzipien sind somit im Liebes-Code verschränkt: Die geschlossene Form der Triebhaftigkeit einerseits und die offene Form ihrer Darstellung andererseits. Die Verschränkung beider Formen macht die Liebe so faszinierend, dass ihr Geheimnis niemals endet.

Die nahe liegende Befürchtung, durch die Theorie der Codierung werde die Liebe entzaubert, ist daher unbegründet. Der Liebes-Code ist immer ein persönlicher Code, der zwischen biologischen Vorgaben und gesellschaftlichen Zwängen vermittelt. In der Mitte zwischen zwei Notwendigkeiten bewahrt der Code das Geheimnis der freien Liebeswahl, die den Liebenden Stärke gibt, sich Zwängen zu widersetzen. Worin liegt nun das Geheimnis, was ist die Botschaft des Liebes-Codes? Wäre dieses Buch ein Thriller, müsste die Antwort offen bleiben, um die Spannung nicht zu zerstören. Da es sich um ein Sachbuch handelt, kann ich die Lösung verraten. Am Anfang der Liebe stehen weder ein Sündenfall noch ein Verbrechen, wie es das *Alte Testament* will.

Auch kein Inzest und kein Vatermord, wie es sich Freud vorgestellt hat. Und schon gar kein Sakrileg, kein Verhältnis zwischen dem Gottessohn und der zur Büsserin geläuterten Sünderin Maria aus Magdala, das neuerdings von Bestsellerautoren und Hollywoodfilmern ausgeschlachtet wird. Das Geheimnis der Liebe ist die Codierung selbst, in der die innere Spannung von biologischer sowie gesellschaftlicher Notwendigkeit einerseits und individueller Selbstbestimmung und Freiheit andererseits zum Ausdruck kommt. Das macht den Liebes-Code zu einem Ideal, das in keiner Zweierbeziehung ganz Wirklichkeit wird. Denn dazu müsste man den Code aller gesellschaftlich bedingten Codes kennen. Die Liebenden freilich meinen, zumindest eine Zeit lang, im Besitz dieses »Supercodes« zu sein, bis ihnen aufgeht, dass nur eine unendliche Arbeit der Entschlüsselung sie zum Ziel ihrer Wünsche bringt.

Was die Leser erwartet

Das Buch ist in zwei Teile gegliedert: einen theoretischen und einen praktischen. Im theoretischen Teil entwickle ich eine kommunikative Theorie der Liebe, welche die Polarität der Geschlechter in den Mittelpunkt rückt. Ich folge darin der amerikanischen Kulturanthropologin Margret Mead, die in ihrem Buch *Mann und Weib* (1958) die gesellschaftliche Bedeutung der Geschlechtlichkeit klar formuliert hat: »Soll eine menschliche Gesellschaft überleben, so muss sie Prägungen des sozialen Lebens besitzen, die den Unterschieden der Geschlechter gerecht werden«. Die soziale Prägung interpretiere ich mit Luhmann als Code, ein Begriff, mit dem sich das Verhältnis der Geschlechter logisch erfassen lässt. Die Logik der Zweierbeziehung entwickle ich in Form einer Kulturgeschichte der Liebe, die mit der Absonderung eines Paares von der Horde ihren Anfang nimmt. Unter dem Stichwort »Spiel« stelle ich den spezifisch menschlichen Umgang mit der Sexualität dar, aus dem sich dauerhafte

Bindungen zwischen Mann und Frau ergeben. Dabei bediene ich mich systemtheoretischer Begriffe wie beispielsweise »strukturelle Kopplung«, um die Komplexität der Bindungen auf den Punkt zu bringen. Meine Absicht ist es, eine Theorie der Liebe »von unten« aufzubauen, ohne in der Froschperspektive zu verharren. Ich spanne den Bogen vom individuellen Paar bis zur »Generation« als sozialer Kategorie.

Dieser theoretische Ansatz unterscheidet vorliegendes Buch von einer »*Psychologie der Liebe*«, wie sie Jürg Willi vorgelegt hat, der operative Begriffe für die »Paartherapie« entwickelt. Dagegen arbeite ich die Grundform der Paarbindung heraus, so dass meine Darstellung durchaus eine »Logik der Liebe« genannt werden kann. Die Logik wird durch den Code repräsentiert, dessen binäre Form die Inhalte des Liebeslebens hervorbringt. Die Binärcodierung macht aus der Zweigeschlechtlichkeit die Polarität der Geschlechter, die weite Bereiche des gesellschaftlichen Lebens prägt. Anders als die Gesellschaftstheorien der 1968er biete ich keine utopischen Modelle alternativer Lebensformen. Mir geht es darum, den Eros als Konstante zu beschreiben, die auch in der Postmoderne ihre Geltung nicht verloren hat.

Mit meiner Philosophie der Liebe im Rücken wende ich mich im zweiten, praktischen Teil des Buches den gegenwärtigen Codierungen zu. Ich betrachte die modernen Formen des Umgangs der Geschlechter unter den Bedingungen der »Risikogesellschaft«, die durch den Erotismus der Warenwelt zur »Erlebnisgesellschaft« geworden ist. Damit führe ich die Leser auf ein vermintes Gelände, auf dem moralische und weltanschauliche Wertungen die Orientierung schwer machen. Ich vermeide Werturteile und beschränke mich darauf, den begrifflichen Rahmen abzustecken, in dem individuelle Lebensplanung und völlige Freiheit bei der Partnerwahl zur Norm geworden sind. Dabei zeigt sich, dass eine Logik der Liebe Not tut, welche die Grenzen der Machbarkeit aufzeigt. Niemand wird heute noch die Liebe als »Schicksal« auffassen, aber sie ist auch kein »Projekt«, das sich mit Hilfe der instrumentellen Vernunft allein realisieren lässt.

Statt die Leser mit Rezepten der Lebens- oder Liebeskunst zu belästigen – Rezepte, die nichts bringen, da in beiden Bereichen jeder seine eigenen Erfahrungen machen muss –, habe ich mich dafür entschieden, es bei der Beschreibung von gesellschaftlichen Trends zu belassen, die ich als problematisch und widersprüchlich empfinde. Ich möchte betonen, dass meine Beschreibungen nicht den Anspruch einer getreuen Wiedergabe der Wirklichkeit erheben, wie sie von der empirischen Soziologie gefordert wird. Mir geht es um die Überprüfung von Leitbildern des modernen Lebens, bei deren Darstellung ich auf die Empirie freilich nicht ganz verzichten kann. Es bleibt aber bei idealtypischen Bildern, in denen sich Wirklichkeit und Ideal mischen. In diesem Sinne betrachte ich jede Äußerung der Liebe als eine Botschaft, die ihrer anthropologischen Entzifferung harrt.

Zum Abschluss des Buches wende ich mich der Frage zu, wie es mit der Liebe weitergehen wird. Sicherlich unterscheidet die moderne Codierung die Liebe von romantischer Gefühlsduselei vergangener Zeiten. Gefühle zulassen, ohne sich von ihnen überwältigen zu lassen, erfordert den richtigen Abstand, eine geradezu logische Kompetenz. Das ist keine leichte Aufgabe! Niemand weiß, wie sie in Zukunft gelöst wird. Auch eine Philosophie der Liebe kann ihre Entwicklung nicht vorhersehen. Denn die traditionelle Logik, die alle Aussagen und Verhaltensweisen in wahr und falsch einteilt, könnte in der Liebe durch mehrwertige Logiken ergänzt werden. So würden auch Prädikate wie »vielleicht«, »unbestimmt«, »möglich« usw. positive Bedeutung erhalten. Hier ist eine »Logik der Dichtung« gefragt, welche die Sprachen der Liebe den gewandelten Lebensbedingungen anpasst. Man könnte von einer noch unbekannteren »Fuzzi-Logik« der Liebe sprechen.

Um den zukünftigen Formen der Liebe eine Chance zu geben, habe ich auf literarische Texte zurückgegriffen, auf Erzählungen und Romane zeitgenössischer Autoren. Bei ihnen findet man am ehesten Hinweise, wie sich die Liebe unter den Bedingungen der Moderne als Prinzip der Individualisierung und

Medium der Vergesellschaftung gestalten lässt. Das scheint mir ein gangbarer Weg zu sein, über statistische Materialien und empirische Untersuchungen der Sozialwissenschaften hinaus den Vorstellungen und Leitbildern der Akteure gerecht zu werden. An ausgewählten Prosatexten will ich dem Leser vor Augen führen, dass der Liebes-Code auch in Zeiten der Entzauberung der Welt ein Rätsel bleibt und phantasievolle Entschlüsseler braucht. Sie werden nach meiner Überzeugung, allen Schwierigkeiten mit der Paarung der Paare und der Generierung der Generationen zum Trotz, den Glauben an die Zukunft der offenen Gesellschaft bewahren.